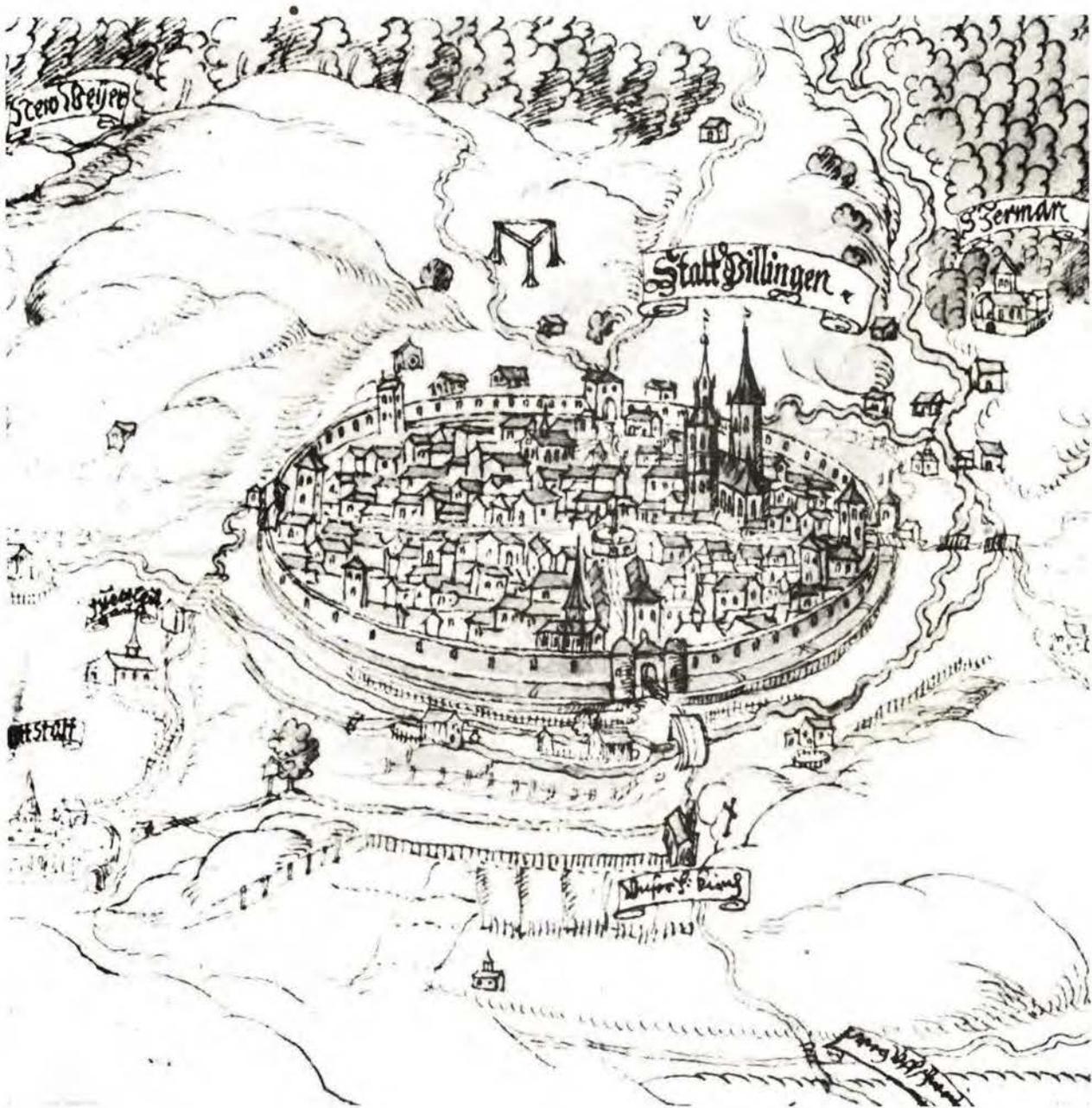


Geschichts- und Heimatverein Villingen
Jahresheft I/1973



Inhalt

	Seite
De Narro <i>Gedicht, Hans Hauser</i>	4
Villinger Holzmasken <i>Hans Brüstle</i>	4
Morbili <i>Gedicht, Baptist</i>	8
Erker in Villingen <i>Traugott Wöbrlin, aus: Baden, Monographie seiner Städte und Landschaften 1956/2</i>	9
De Heckerhuet <i>Anekdote aus: Baden, Monographie 1956/2</i>	12
's Buebli <i>Gedicht, Hans Hauser</i>	12
Villinger Künstler <i>Liste mit biograph. und Werk-Angaben</i>	13
Alemannische Mundart <i>Gedichte</i>	17
Leseprobe aus Abt Gaissers Tagebücher	19
Personenforschung	22



Villinger Münsterplatz mit dem sog. »Vorzeichen« 1849. Ein Aquarell von Pieter Francis Peters.

De Narro

Siehsch, do kunnt on. Die Postur!
Desch en Narro dur und dur.
Desch on, wie mern kum no findt,
wo sechs Reama trage kinnt,
Rolle, so wie Kindsköpf, dra
und dezue noh springe ma!
Guck, wie n er de Sebel schwaiht,
wie n er d'Hand a d'Schemme lait
und sie mit em Dumme lupft;
wie n er stauh bliibt und sich besinnt,
ob er iis nit kenne kinnt.
Und, jez los, jetzt juchzet er,
worsch es seah, der kunnt doher.
Halt ihm stand und laß nit luck,
goht er a di, gib ihm z'ruck!

Aus: Hans Hauser, Dief i de Nacht, Alemannische Gedichte. Verlag H. Müller, Villingen

Villinger Holzmasken (Schemen)

Man hat sich im Laufe der letzten 50 Jahre daran gewöhnt, von der Villinger Fastnacht als von einem Brauchtum zu reden, das eine typische Villinger Angelegenheit sei. Das ist bei einem großen Teil der Villinger Fastnacht mit Sicherheit nicht mehr der Fall. Ihr heutiges Erscheinungsbild, ein seit Beginn des 20. Jahrhunderts angewachsenes und aufgeschwemmtes Monstrum, ist geprägt durch den Charakter des Vielschichtigen, Uneinheitlichen, von keiner sinngebenden Mitte her Erklärbaren.

Der Höhepunkt am Fastnachtsdienstag stellt sich als eine höchst merkwürdige Mischung von fahrbaren Dekorations- und Geräuschkulissen dar, die vor einer staunenden Menge abrollen, ohne daß diese sich selbst aktiv an der Fastnacht beteiligt. Insofern handelt es sich also hier um eine (von außen importierte) »show«. Das ist kein Werturteil, sondern eine Tatsache. Die Gründe, die zu dieser Entwicklung geführt haben, sollen hier nicht erörtert werden. Immerhin haben sich in dieser so veränderten Villinger Fastnacht noch Restbestände alten Brauchtums erhalten, das eine sehr hartnäckige Lebens-

fähigkeit zu besitzen scheint, trotz Technik und Industrie, Bevölkerungsumschichtungen und tiefgreifenden Veränderungen unserer modernen Gesellschaft.

Da ist vor allem der Narro, der sein Überleben dem Umstand verdankt, daß er sich eine Organisation (Narrozunft) geschaffen hat, durch die er bis zu einem gewissen Grad noch in seinem Selbstverständnis bestärkt wird. Daneben gibt es die kleinere Gruppe der Wuescht und die der Butzeselgruppe. Alle drei Fastnachtsgestalten, Narro, Wuescht und Butzesel sind wohl von der äußeren Erscheinung her gesehen villingerisch, nicht aber ihrem Wesen nach. Hierauf soll jetzt nicht eingegangen werden. Allen drei Gruppen ist gemeinsam, daß sie Holzmasken (Schemen) tragen (z. T. auch Tiermasken). In der vorliegenden Darstellung wollen wir uns einmal nur mit der Schemen des Narros beschäftigen.

Der Narro ist eine Figur, die der Erklärung bedarf. Schon sein Name ist rätselhaft, wenn wir nicht von der einfachen Lösung ausgehen wollen, daß Narro von dem lat. *narrare* stamme, das sprechen bedeutet; *narro* heißt wörtlich: ich erzähle. Tatsächlich ist es eine Grundfunk-



D. Ackermann — Ölmüller

tion des Narros, sich nicht nur zu »zeigen«, sondern vor allem etwas mitzuteilen, zu »strahlen«. Das Alter des Narros ist nach den Villinger Ratsprotokollen frühestens auf die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert anzusetzen (Siehe Alb. Fischer, Villinger Fastnacht, einst und heute, 1922). Doch bedarf diese Annahme noch einer näheren Untersuchung.

An der Fastnacht tritt der Narro in zwei Hauptarten auf: dem rollentragenden Narro und dem Stachi, der keine Rollen trägt. Daneben gibt es außerdem das Murbili, eine weibliche Nebenart und sehr oft Begleiterin des Narros.

Wir unterscheiden drei Arten von Holzmasken (Schemen):

- a) die glatte Schemen,
- b) den sog. Surhebel und
- c) das Murbili als weibliche Maske.

a) Die glatte Maske stellt typisierend das menschliche Gesicht dar. Sie ist ohne Bezug auf Alter oder den Zustand irgend eines Gesichtes in einer speziellen Situation. Diese Art von Maske hat sicher eine lange gestalterische Entwicklung hinter sich. Die älteste der uns erhaltenen glatten Masken reicht nach mündlicher Überlieferung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Es ist anzunehmen, daß es mehrere solcher Masken gab. Irgendein Hersteller ist nicht bekannt.

Erst Ende des 18. Jh. ist der erste Schnitzer faßbar. Es ist (nach Albert Fischer) der Schreiner Körner, der unter dem Namen »Halbkreuzer« bekannt war. Der Name übertrug sich auch auf die Schemen. Manche aus dieser Zeit stammenden Schemen werden »Brettleschemen« genannt, weil sie eine relativ geringe Tiefe haben, also sehr flach sind.

Noch vor Ablauf des 18. Jh. bahnte sich eine Entwicklung an, die im Vergleich zur bisherigen Maskenschnitzerei in der Stadt, aber auch in der Baar, ungewöhnlich ist. Die ursprüngliche Intention der Maskenschnitzerei, recht und schlecht eine Maske zur Verdeckung des Gesichtes zu schaffen, wurde — ganz allgemein gesprochen — in eine künstlerische Richtung gelenkt.

Unter den Händen eines hochbegabten Schnitzers ging eine Art von glatter Maske hervor, die alles, was bisher geschaffen worden war (soweit es uns heute noch bekannt ist), weit hinter sich ließ. Halbkreuzerschemen und Brettleschemen, deren Schnitzer den glatten Typus aller Wahrscheinlichkeit nur deshalb anstrebten, weil sie glaubten, schnitzerisch weniger Schwierigkeiten zu haben, verkörperten den Typus nur unvollkommen. Sie sind noch nicht völlig aus der naturalistischen Vorstellungswelt gelöst. Immerhin dienen sie einer künstlerischen Weiterentwicklung als Basis.

Die neue Maske, die jetzt auftauchte, verkörperte den Typus des menschlichen Gesichtes in fast abstrakter Schärfe. Sie war das Substrat von unzähligen Gesichtern, nicht alt, aber auch nicht jung, beredt und doch verschwiegen, gegenwärtig und gleichzeitig abwesend, ein verschlossenes, aber auch offenes Antlitz voller geistiger Wirklichkeit. Das Gesicht repräsentierte Personalität wie Gattung, das Einzelne wie das Allgemeine. So trat eine Maske von großer Schönheit und zwingender Ausdruckskraft ins Leben, gleichsam wie von selbst entstanden.



D. Ackermann — Ölmüller

Der Künstler dieser Maske war Dominikus Ackermann (1779-1839). Er stammte aus der Villinger Ölmühle, die eine Zeit lang im Besitz der Familie war. Die von Ackermann geschaffenen Masken tragen bis zum heutigen Tag den Namen »Ölmüller«. Der erst vor kurzem verstorbene bedeutende Maler Richard Ackermann war ein Ur-Enkel dieses Dominikus Ackermann.

Die zur gleichen Zeit lebenden Schnitzer (A. Schleicher)

und die nachfolgenden, wie Bildhauer Josef Ummenhofer und Sohn Emil, Steinhauermeister Sieber und Sohn, Schlossermeister Moser und Holzdrechsler Leute (†1904) sowie F. Moser, der bis in die Mitte des 20. Jh. hinein arbeitete, standen mit tüchtigen Arbeiten in der Nachfolge Ackermanns, wenn sie auch dessen künstlerische Vollendung nicht erreichten. Diese Masken werden heute kurzweg als »Bildhauer« oder mit dem Namen des Schnitzers bezeichnet, sofern dieser bekannt ist.



Sieber



Moser

b) Der »Surhebel« ist eine spätere Ausbildung Villinger Maskenkunst. Der Name ist unklar. Vielleicht besteht ein Zusammenhang mit dem mundartlichen »sur« = sauer. Das älteste uns bekannte Stück stammt von dem älteren Ummenhofer. Die Maske ist nicht mehr in der Stadt. Sie ist aber von einem der besten Kenner Villinger Masken, Josef Liebermann†, beschrieben und gewürdigt worden (Liebermann, Villinger Fastnachtmasken, Mein Heimatland 1934). Im Gegensatz zur glatten Maske zeigt der Surhebel ein individuelles Gesicht, nicht selten

in karikaturhafter Übertreibung oder auch mit fratzenhaften, dämonischen Zügen. Im übrigen ist dem Surhebel-Schnitzer manches erlaubt, was dem Schnitzer der glatten Maske versagt bleibt. Der »Surhebel« stellt an die schnitztechnische Fertigkeit große Anforderungen und gerät, wenn diese versagt, gern ins Komisch-Überladene, in die Übertreibung oder in dilettantenhaften Naturalismus, wie leicht an einigen Exemplaren (etwa dem bekannten »Weberigel«, um 1850) nachzuweisen wäre.

Ein namhafter künstlerischer Vertreter dieser Gattung in unserer Zeit war Bildhauer Robert Neukum (†1971). Seine Arbeiten zeichnen sich aus in der Beschränkung auf wesentliche Merkmale des darzustellenden Gesichtes. Unnötige Einzelzüge haben in der Gesamtkomposition keinen Platz. Kräftige, fast ornamentale Linienführung und sparsame Oberflächenbehandlung sichern seinen Masken trotz aller Bewegtheit des Ausdrucks eine überzeugende Wirkung. Neukum hat nur wenige Masken geschaffen, diese wenigen aber von hohem künstlerischen



Neukum

des schon erwähnten Dominikus Ackermann um 1815 zu nennen. Sie ist zwar von fast »glattem« Schnitt, aber doch leicht variiert durch einen relativ stark geöffneten Mund, gerunzelter Stirn und Falten um die Nasenflügel



D. Ackermann — Ölmüller

Wert. Eigentlich sind die besten Maskenschöpfungen Neukums — übrigens auch die des Dominikus Ackermann — keine Gebrauchsmasken für die Fastnacht geworden (wenn sie auch an Fastnacht getragen wurden und noch werden). Sie sind, wenn man so will, künstlerische Erzeugnisse, die zwar aus einem zweckbedingten Anlaß entstanden, aber sich nicht in ihm erschöpften, sondern über ihren Entstehungsanlaß hinausdauerten und als künstlerische Gebilde Geltung erlangten. Bei Gelegenheit der Fastnacht sind diese unsere Villinger Masken entstanden, die besten unter ihnen aber sind kraft der künstlerischen Gestaltung, die sie von ihrem Schnitzer empfangen, als bisher kaum beachtete Werke in den Bereich künstlerischer Geltung und Gültigkeit eingetreten.

c) Das »Murbili«, eine Frauenmaske und das Gegenstück zum »Surhebel«, erscheint schon anfangs des 19. Jh. Vielleicht steht der Name in einem Zusammenhang mit einer mundartlichen Spielerei aus dem alten Wort »mürbe, mürwe«, das weich, sanft bedeutet. Als wohl beste Arbeit, die bisher bekannt wurde, ist die Frauenmaske

bis zur Kinnpartie. Die Maske macht in ihrer Einfachheit fast einen archaischen Eindruck. Man könnte an eine gelungene Theater-Vorhangmaske denken. Die Urheberschaft des Dominikus Ackermann tritt besonders, wie in seinen andern glatten Masken, in der Sparsamkeit der angewandten Darstellungsmittel zutage. Das Gesicht ist beherrscht von einer faszinierenden Zuordnung von Auge, Nase und Mund untereinander. Die Maske wirkt daher ganz aus sich selbst ohne jede Zutat. Josef Liebermann hat ihr in seiner Beschreibung (Mein Heimatland, 1934) folgende Verse gewidmet:

Gelassen, mit der Weisheit Zahn
Schaute euch die Alte dreimal an
Und wartet ruhig ihrer Stund,
Der Wahrheit Bitternis im Mund.

Auch Robert Neukum hat sich dem Murbili zugewandt und einige prächtige Exemplare geschaffen. Im wesent-

lichen hat er dabei die Formelemente seiner »Surhebel«, verfeinert und reduziert, auf die Frauenmaske übertragen und dabei Wirkungen erzielt, die seine Schöpfungen mit an erste Stelle rücken.

In groben Umrissen kann zusammenfassend gesagt werden: Die Villingener Holzmaskenkunst erweist sich ihrer Formenwelt nach als ausgesprochene Schnitzerkunst, entstanden aus dem Fastnachts-Brauchtum und von ihm genährt in einem nahezu geschlossenen städtischen Brauchtumsgebiet von nicht allzugroßer Ausdehnung. Dabei soll nicht übersehen werden, daß eine zeitlich und aus gleichem Anlaß parallel verlaufende Maskenkunst auch in anderen Städten der Baar, so in Hüfingen, Bräunlingen, Donaueschingen etwa, ganz besonders aber in Rottweil und Oberndorf anzutreffen ist, z. T. mit ähnlichen oder gleichen bildnerischen Elementen bei einem andersgearteten Brauchtum.

Das Besondere der Villingener Maskenkunst ist, daß sie zwei Höhepunkte erreichte von ausgesprochen künstlerischem Charakter, wodurch solche Masken gewissermaßen eine vom Fastnachtsbrauchtum losgelöste Eigenständigkeit erlangten. Sie können in ihren besten Verkörperungen als vortreffliche Leistungen der Maskenkunst bezeichnet werden. Der erste Höhepunkt dieser Entwicklung fällt in die erste Hälfte des letzten Jahrhunderts. Er ist verbunden mit dem Namen Dominikus Ackermann. Der zweite fällt in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts. Er ist geprägt von Robert Neukum.

Beide Künstler sind auch als Bildhauer von anderen Kunstwerken bekannt geworden: Ackermann als Schnitzer von Kreuzifixen und Neukum als Schöpfer von zahlreichen Porträtbüsten.

Ackermann hat sich vor allem an der »glatten« Maske bewährt, die ihm, da sie brauchtmäßig gebunden war, wenig Möglichkeiten zu einer »effektvollen« Gestaltung gab. Trotzdem ist es ihm gelungen, innerhalb gewisser konservativer Grenzen, die er kaum als Zwang oder Einengung empfunden haben mag, ein Höchstmaß von Lebendigkeit und Ursprünglichkeit zu entfalten, das alle vorgegebene Konvention vergessen macht.

Neukum hatte es etwas leichter. Er fand in seinen »Surhebel« und »Morbili«, hundert Jahre später, eine eigene Formensprache, die den Rahmen des Herkömmlichen zwar nicht sprengte, aber ihm doch von der Voraussetzung her größere Freiheit ließ. Seine Masken sind daher auch folgerichtig keine üblichen Fastnachtsmasken geworden — obwohl sie als solche heute noch getragen werden — sondern Porträts. Es sind Schöpfungen, die den Schnitzer als einen Meister der Maskenkunst zeigen. Neukum ist einen andern Weg gegangen als Ackermann, den umgekehrten. In Neukums Masken lebt die Indi-

vidualität eines jeweiligen Menschen. Der Künstler ist dem zeitgebundenen Ausdruck des menschlichen Lebens, wie er sich im menschlichen Antlitz spiegelt, nicht aus dem Wege gegangen. Er hat ihn in seinen besten Masken aufgenommen und künstlerisch verarbeitet, ohne die Natur zu kopieren.

Zweifellos schließt mit Neukum eine Epoche der Villingener Maskenkunst ab. Jede Zeitepoche hat ihre eigenen Stilvorstellungen. Das gilt auch für den Ölmüller. Vielleicht scheidet auch das Villingener Fastnachtsbrauchtum als Anreger, Nährboden und Mäzen in naher Zukunft überhaupt aus.

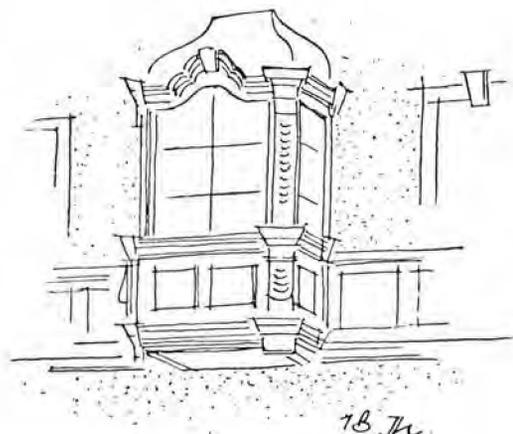
Morbili

Mäschgerli, Morbili, sag — wa witt?
Witt mer e weng strähle,
woasch ebbis — oder nit?
Worsch mi am End verfehle!

Und dätch mi do gern dupfe,
e wengli strichle, e wengli rupfe.
Wenn i nu wißt, ob i der traue ka?
Woasch wa? Do hock na
und la mi e mol weng schnupfe.

Baptist

Die Erker in Villingen



Das Gesicht einer mittelalterlichen Stadt wird bekanntlich nicht allein durch Kirchen, Rathäuser und andere repräsentative Gebäude geprägt. Auch die bürgerlichen Wohnhäuser sind sehr wesentlich an der Gestaltung des Stadtbildes beteiligt. Während die großen kirchlichen und profanen Gebäude zusammen mit der Stadtanlage mehr das Einmalige — man möchte fast sagen die »persönliche Note« — der Stadt herausheben, sagen die Bürgerhäuser immer etwas über die Eigenart, die Beschäftigung und nicht zuletzt über den Reichtum der Stadtbewohner aus und sind somit vielleicht eher ein Charakteristikum des Volkes oder der Landschaft als das der jeweiligen Stadt.

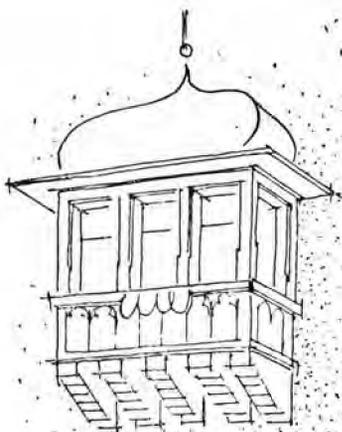
Es ist also leicht zu verstehen, wenn die Bürgerhäuser unserer alemannischen Städte zwar nicht alle einander gleichen, aber doch sehr viel Gemeinsames aufweisen. Vor allem in den ehemaligen Ackerbürgerstädten wie Villingen, wo die Einwohner neben ihrem Gewerbe noch irgend eine Form der Landwirtschaft betrieben, finden wir fast immer den Typus des »gestelzten Hauses«.

Bei dem rauhen Klima unserer Heimat ist es nicht verwunderlich, daß überall die Wohnstube, die bei diesem Haustypus ihren Platz stets im Obergeschoß an der Straßenseite hat, von jeher mit besonderer Sorgfalt ausgestattet wurde. Großes Interesse fand hier die Gestaltung der Fenster, die aneinandergereiht, fast immer die ganze Straßenseite der guten Stube einnehmen. Bei vielen Villingener Häusern sind diese zusammengekuppelten Fenster, die mit dem ganzen Haustypus vom Holzbau übernommenen sog. Fenstererker, der einzige Schmuck. Bei den meisten vornehmen Häusern jedoch sind diese Fenstererker in vielfach sehr reizvoller Weise ausgekragt, und durch alle Stilperioden hindurch wird dieses

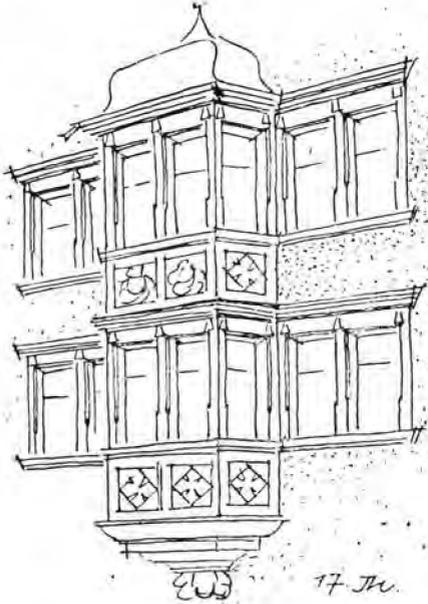
Erkerthema in teilweise recht interessanten Formen variiert.

Woher nun diese Idee, ein Fenster aus einer Wand vorzukragen, letztlich kommt, läßt sich wohl nicht eindeutig ergründen. Man nimmt an, daß die Kreuzfahrer den Erker als Bauelement vom Orient in unsere Heimat gebracht und zunächst vor allem an Befestigungsbauten in Form von Pechnasen u. dgl. verwendet haben. Aber offensichtlich hat dieser Erker mit dem des bürgerlichen Wohnhauses wenig Gemeinsames. Viel wahrscheinlicher ist die Ursache für dieses in ganz Süddeutschland, Österreich und vor allem der Schweiz verbreitete Bauglied die natürliche Schaulust des Hausbewohners und schließlich auch noch ein wenig das Geltungsbedürfnis des Erbauers. Dabei war das Interesse an den Vorgängen auf der Straße wohl der ursprünglichere Grund; denn wo es möglich war, sich mit einfacheren Mitteln eine gute Aussicht auf die Straße zu verschaffen, verzichtete man vielfach auf einen Erker. Man stellte z. B. das Haus zur Straßenflucht etwas schräg, so daß an der einen Giebelseite ein kleiner Vorsprung entstand, in dem man, auch wenn er noch so klein war, stets ein Guckfensterchen anbrachte. Gerade diese Hausvorsprünge sind es, die dem Straßenraum seine Eigenart, sein »Gesicht« geben (Gerberstraße). Man kann in Villingen die Beobachtung machen, daß diese Hausvorsprünge mit Vorliebe dort angelegt wurden, wo ein möglichst großes Straßenstück überschaut werden konnte.

Aber auch die anderen Fenster der Wohnstube haben wir uns im ganzen Mittelalter mit einer Sitzbank an der Brüstung vorzustellen, die das Hinausschauen zu einer angenehmen, müßigen Beschäftigung werden ließ. Bei vielen Häusern findet sich diese Bank heute noch.



Besonders in der späten Gotik und auch während der Renaissance werden gerne reich verzierte Säulen verwendet, um den durch das Zusammenkuppeln mehrerer Fenster sehr langen Sturz noch ein- oder zweimal zu unterstützen. Wir finden diese stets reizvolle Lösung noch heute im Rathausaal, im Nebenzimmer des Saales, in dem zum neuen Rathaus umgebauten alten Pfarrhof und in einem Haus in der Kanzleigasse. Diese interessante Anordnung ist ja auch in vielen anderen Städten Südwestdeutschlands anzutreffen.

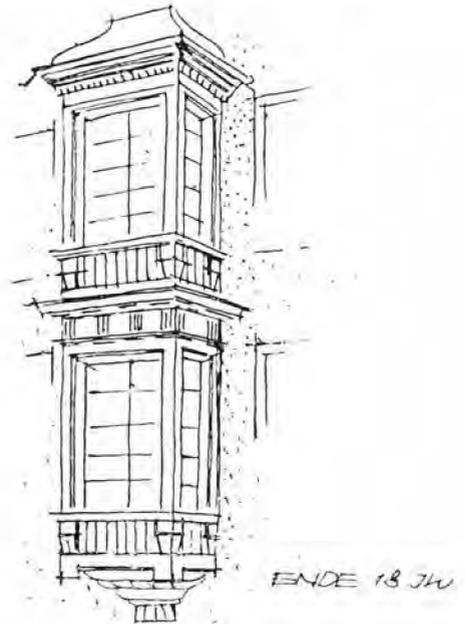


Die ältesten Villingener Erker aus dem 16. Jahrh. sind ohne Zweifel Weiterentwicklungen dieser Fensterform: Von den meist drei zusammengekuppelten Fenstern wird eines — gewöhnlich das mittlere — in Form eines halben Sechsecks ausgekragt. Die Fensterbank und die Sitzbank an der Brüstung machen diese Ausbuchtung mit. Auf diese Weise entsteht der einfache Sitzerker als Grundform für die späteren »Erkerformulierungen«. An der Außenseite fängt stets ein kleiner, oft reich verzierter Konsolstein den schrägen Anlauf des Erkers auf. Meist wird dieser Erker, den die Villingener bezeichnenderweise »Ausstoß« nennen, von einem sanft geschwungenen, spitz oder trapezförmig ansteigenden Pultdach gedeckt (vgl. Abb.). Besonders in Konstanz und Schaffhausen sind für diese Erkerform einige besonders treffende Beispiele zu finden. Aber auch in Villingen sind heute noch sehr schöne Erker dieser Art in der Josefs-gasse, in der Gerberstraße und in der Bickenstraße. Eine große Anzahl solcher Erker hat nur äußerlich diese Form bewahrt,

während bei Umbauten die Säulen im Innern entweder entfernt oder eingemauert wurden. Aber für das Straßenbild sind sie auch so nicht weniger wertvoll. Vor allem in der Zeit der Renaissance sind hier sehr schöne Formen entstanden: Das Blechdach wurde zur Zwiebelhaube ausgebaucht und die Profilierung reicher und vielgestaltiger (vgl. Abb.). Auch besonders reizvolle Wasserspeier finden sich aus dieser Zeit, wie z. B. am Haus Ackermann am Markt.

In der späten Renaissance dehnte sich der Erker schließlich auch über zwei Stockwerke aus. Ein besonders schönes Beispiel dieser Art ist am Marktplatz erhalten (vgl. Abb.). Jetzt war er nicht mehr nur Sitzerker, jetzt konnte man darin auch an der Fensterbrüstung stehen, denn der schräge Anlauf war ja nun nur noch im unteren Geschoß, und auch da wurde er so weit nach unten geschoben, daß der Fußboden des Zimmers bis zur Brüstung des »Ausstoßfensters« vorgeschoben werden konnte.

Dennoch hatte sich bis jetzt noch nichts daran geändert, daß der Erker nichts weiter war als ein an einer Stelle nach außen »gestoßenes« Fensterband. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beginnt man auch Erker zu bauen, die ganz für sich allein in der Wand sitzen, also selbständige Gebilde sind. Auch der schräge Anlauf wird jetzt zur geraden Brüstung, so daß man also nicht unbedingt gezwungen ist, ihn innen als Sitzkerker auszubilden. Er ruht jetzt entweder auf Kragsteinen (vgl. Abb.), oder wenn er aus Holz ausgeführt ist, sitzt er einfach auf den herausragenden Decken- oder Stichbalken.



Überhaupt kommt jetzt der Holzerker mehr und mehr auf — eine Erscheinung, die sicher im Zusammenhang mit dem beginnenden wirtschaftlichen Niedergang der Stadt zu sehen ist. So sind die wenigen barocken Erker Holzkonstruktionen und teilweise nur an den spärlichen Schnitzereien und Profilierungen als solche kenntlich. Bei einigen wenigen bringt dagegen die lebhaftere Verkröpfung des Gesimses den lebendigen Geist des Barock noch etwas deutlicher zum Ausdruck (vgl. Abb.), allein auch sie sind nicht annähernd so ausgestattet, daß sie etwa mit den barocken Erkern Rottweils oder gar denen der Erkerstadt Schaffhausen konkurrieren könnten.

Lediglich das ausgehende 18. Jahrh. bringt noch einmal zwei schöne Erker hervor in den schon etwas klassizistischen Formen des Stils Louis XVI. Beide sind wieder in Stein ausgeführt, einer davon sogar zweistöckig (vgl. Abb.). Es ist bemerkenswert, daß gerade diese Erker wieder als Sitzkerker ausgebildet sind. Aus derselben Zeit stammen ebenfalls einige zweistöckige hölzerne Erker, die wie alle Holzerker wieder auf ausgekragten Deckenbalken ruhen.

Wie in anderen Städten Südwestdeutschlands, so verlor sich auch in Villingen in der sparsamen Zeit des Biedermeier die Lust am Erkerbau, wengleich das Interesse an den Vorgängen auf der Straße wohl das gleiche geblieben ist. Ein ganz bescheidenes Hilfsmittel, diese Vorgänge auch ohne Erker ungesehen beobachten zu können, war ein an einer Stange befestigter dreikantiger Spiegel, der sog. »Spion«, der noch vor einigen Jahren in Villingen verschiedentlich zu finden war.

Wenn auch in der Zeit um die Jahrhundertwende und vorher sicher sehr viele, schöne Erker verschwunden sind, so geben die übriggebliebenen doch noch ein bededtes Zeugnis von Zeiten des Wohlstandes oder auch von der Armut des Bürgerstandes und damit der ganzen Stadt. Die schönsten und zahlreichsten Villingener Erker stammen nicht umsonst aus dem 16. Jahrh., wo die Stadt auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung angelangt war. Wenn in anderen Städten, wie z. B. in Rottweil oder den zahlreichen nordschweizerischen Städten — allen voran Schaffhausen, aber auch Stein am Rhein und St. Gallen — die meisten und schönsten Erker dem Barock entstammen, das in Villingen nur sehr anspruchslose Erker hervorbrachte, so deshalb, weil jene Städte in dieser Zeit ihren Glanz noch nicht verloren hatten, während Villingen gerade damals seinem tiefsten Punkt entgegen ging. Damit sind also die Erker nicht nur eine wertvolle Bereicherung des Stadtbildes, sondern in gewissem Sinne sogar ein Spiegelbild der Stadtgeschichte.

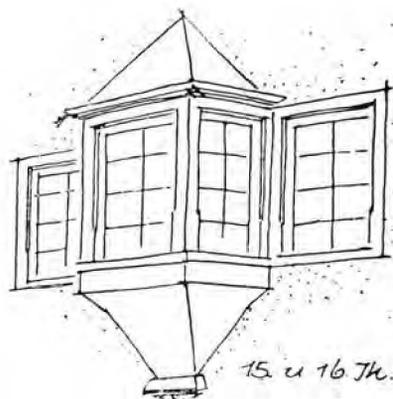
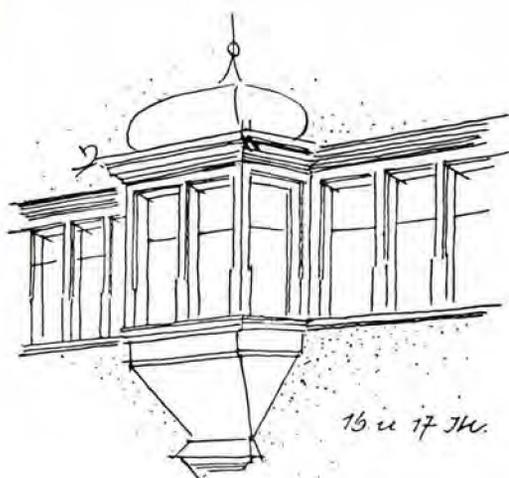
Traugott Wöhrlin

Schrifttum

Prof. O. Gruber: »Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser«, Karlsruhe 1926.

Dr. F. Hirsch: »Konstanzer Häuserbuch«, 1, Heidelberg, 1906.

W. Müller: »Die Erker in Schaffhausen«, Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 1942, S. 138-164.



De Heckerhuet

Es war nach den achtundvierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Die Revolution war niedergeschlagen worden, auch in Villingen, und die neuerstandene Obrigkeit versäumte nicht, durch Verbote, Vorschriften und Polizeigewalt daran zu erinnern, daß sie wieder da sei. Da ereignete es sich eines Tages, daß ein unpolitischer Ziegenbock beinahe ein politisches Ärgernis geworden wäre.

Der großherzogliche Amtmann war ein gar strenger Herr, dem nichts verhaßter war als das politische Freidenkertum jener Zeit. Daher er denn auch kräftig regierte und sein Hauptaugenmerk darauf richtete, alle Erinnerungen an Freiheit und Selbstbestimmung gründlich und an der Wurzel auszurotten. So hatte er zuerst und vor allem das Tragen der Heckerhüte verboten. Das ging noch hin. Die Heckerhüte verschwanden und führten fortan ein harmloses Dasein in dunklen Stubenecken oder in alten Hutschachteln. Auch der Flaige Xaver, ein Schneider seines Zeichens, gewöhnte sich an diese politische Kleiderordnung und schickte sich in das Unvermeidliche.

Als jedoch der Amtmann glaubte, zum Schutze der geheiligten und gesetzlichen Ordnung auch die Fastnacht verbieten zu müssen, da war es kein Wunder, wenn dem Flaige Xaver die Galle überlief und er auf seinem Schneidertische keine Ruhe mehr fand. Tagelang lief er von einem Haus zum andern, versäumte das Mittagessen, ließ die Kundschaft warten oder saß im Wirtshaus und brütete vor sich hin. Es war augenscheinlich, daß er mit den schlimmsten Gedanken umging. In der Nacht vor Fastnacht aber, als er schon einige Stunden schlaflos in seinem Bette gelegen hatte, da fing er auf einmal an so laut zu lachen, daß sein Weib es mit der Angst zu tun bekam und meinte, er habe sich hintersonnen. Er rückte aber nicht mit der Sprache heraus und murmelte schließlich nur, schon halb im Einschlafen: »Dene wer ich morne Morge scho no en Bosse spile!«

Am andern Tag, kurz vor dem Mittagläuten, geschah es, daß aus der Brunnengasse plötzlich ein stattlicher Ziegenbock auf die Hauptstraße galoppierte. Und der Bock trug, über die Hörner gestülpt, einen Heckerhut. Es dauerte nicht lange, und das Tier, das zuerst ganz gemächlich durch die Straße spazierte, stand mit einem Schlage im Mittelpunkt der rasch wachgewordenen Aufmerksamkeit von jung und alt. Kinder und Halbwüchsige trieben ihr Spiel mit dem seltsamen Passanten, jagten ihn die Straße hinüber und wieder herüber, wobei er possierliche Sprünge über den Stadtbach machte und der Heckerhut jedesmal ein wenig wackelte. So wurde er

durch die ganze Stadt getrieben und das junge Volk schrie hinter ihm her: »Hebete, de Hecker!« Bis die Polizei erschien und dem revolutionären Treiben ein Ende machte. Zwar versuchte der Bock noch einige gewagte Sprünge, aber beim letzten fiel er in den Stadtbach, und da stand er nun: triefend vor Nässe und zitternd wie ein kleines Hündchen. Ein Polizist packte ihn am Halfter und führte ihn zur Wache.

Der Heckerhut indessen war mitten in den Bach gefallen. Und da sich niemand um ihn kümmerte und alles dem Bock nachlief, schwamm er langsam und triumphierend, als habe er doch gesiegt, auf den Wellen des Stadtbaches in die Brigach und von dort in die Donau.

Ob er die Reise nach Wien überstanden hat, wird nicht vermeldet, doch ist bekannt geworden, daß er unterwegs keinen weiteren Aufruhr mehr entfachte.

Noch am gleichen Tage wurden peinliche Verhöre vorgenommen, wobei jedoch nichts herauskam, weil der Hauptzeuge der menschlichen Sprache nicht mächtig war. Deshalb entschied sich der Amtmann dahin, der Sache nicht weiter nachzuforschen. Und in seinem Bericht an die landesherrliche Regierung versicherte er, in der Stadt herrsche Ruhe und Ordnung und der Vorfall habe nichts zu bedeuten, »maßen ein Bock nicht als Subjekt einer aufrührerischen Aktion angesehen werden kann.«

's Buebli

Motter, 's Buebli isch verwacht,
's nosteret im Krättili.
Guck emol, wies Füschtli macht,
los, wies kraijet, wie n es lacht,
's stampft sich us em Bettli.

Buebli, wa hesch am mer gseah,
mosch jo grusig gucke?
Wenn i Di dürft use neah,
kinnt der amend ebbis gscheah,
dät Di grad verdrucke!

Je, ziehsch jetz e Lätschli na!
Nai! Bisch so verschrocke?
Buebli, lach mi wider a,
d'Motter duet scho 's Schöppli na
und si lait Di trocke.

Hans Hauser

Verzeichnis Villingener Künstler und Kunsthandwerker

Vollständigkeit wurde nicht angestrebt

- Ackermann* Dominik d. Ä.,
1779-1839
Bildhauer
bedeutender Villingener Schemenschnitzer, Typ Ölmüller
Kruzifixe u. a. Plastiken aus Holz
- Ackermann* Dominik d. J. 1824-1880
Maler
Aquarelle, Zeichnungen, Ölgemälde, Tonkrippenfiguren
- Ackermann* Richard. 1892-1968
Maler, Zeichner, Graphiker
Expressionist, Landschaftler, Aquarelle, Ölbilder, großformatige
Wandgemälde, graphische Zyklen
- Amann* Hans, Bildhauer, † 1626
in V. bekannt seit 1597, wohnhaft
in der Brunnengasse, Haus Nr. 29;
wohl aus Ulm zugewandert
Wappentafel an der Alten Prälatur (1598);
Zunftlade der Bauleute (Museum)
Kuchenbackmodell (Museum)
Reste des Altars der Beinhauskapelle (Museum)
Lüsterweibchen im Alten Rathaus (nach Revellio)
Wappen des Klosters Amtenhausen, Gerberstr. 27
Epitaph d. A. v. Schellenberg in der Kirche zu Hüfingen
- Appenmayer* Jakob, Goldschmied
17./18. Jh.
Zahlreiche Porträts v. Vllg. Bürgern und Umgebung;
zwei Porträts im Museum
- Beck* Peregrin, 1749-1823
Maler
Krippenfiguren aus Ton
- Binder* Joh. Baptist, 1802-82
Püschkarte 1607 (Original in Innsbruck)
Ölgemälde im Franziskanerkloster (Kapelle), im Ursulinenkloster, in der
Gemäldegalerie Donaueschingen, Seitenaltäre in den Kirchen von
Ippingen, Esslingen, Arbeiten in der Kirche von Lausheim, im Pfarrhaus
von Emmingen ab Egg, in der Kirche zu Heuweiler (Glottertal),
im Museum Villingen
- Birkner* Ignatz, Stukkateur
Stuckarbeiten im Münster (1701)
Stuckdecke im neuen Rathaus 3. Stock, vermutlich von B.
Mitarbeit an den Altären der Bickenkapelle
- Dober* Joh. Kaspar, 1620-1692
Maler
bedeutender Porträtist, Kirchenmaler, Illustrator
- Dürr* Wilhelm, 1815-1890, Maler
lebte lange Zeit in Freiburg i. Br.
Don-Quichote-Blätter in Öl, kleinformatige Ölbilder
- Engler* Ludwig, 1875-1922
Maler
vom Expressionismus beeinflusst; Landschaften, Porträts, Hinterglas-
malerei, Fresko, »Don-Quichote«-Reihe, Kreuzigungsthemen;
Verarbeitung von Kriegserlebnissen (Weltkrieg 1914-1918); Raum-
gestaltung bei der Renovierung der Kirche zu Hochemmingen, dort
Deckengemälde; Ausmalung der Kapelle im ehemaligen Krankenhaus
Villingen, ebenso im evang. Andachtsraum dort.
- Flaig* Waldemar, 1892-1932
Maler
vermutlich Maler der Fresken in der Franziskanerkapelle (1932 neu
entdeckt); vermutlich auch Maler der Altarblätter in der Bräunlinger
Friedhofskirche
- Gedescher* Balthasar, 15./16. Jh.
Maler

Göth Josef, 1805-1883

Göth Theodor, 1833-1879

Glückherr Joh. Gg., 1653-1731
Maler

Gumpp Joh. B., 17. Jh.
Architekturzeichner

Hermann Martin, 1688-1782
Kunstschreiner

Hirt Paul, 1898-1951
Maler

Hops Josef Anton, 1720-1761
Bildhauer

Kraut Hans, † um 1596

Kunsttöpfer
aus Spaichingen zugezogen
(suchte 1592 um Aufnahme ins
Rottweiler Spital nach, s. Fuchs,
Kurze Kunstgeschichte Villingens,
1971)

Fayencetechnik nördl. d. Alpen von
Kraut zuerst ausgeübt; gilt als einer
der ersten Künstler seines Faches

Moser F., † um 1950
Schemenschnitzer

Neidinger Hans d. Ä., † um 1516
Goldschmied

Neidinger Ulrich d. J., † um 1570
Goldschmied

Neukum Richard, 1884-1971
Bildhauer und Maler

Otto Zacharias u. Söhne
Gottlieb, Zacharias jr., 18. Jh.
Villinger Goldschmiede

Rauch Philipp, † 1796
Bildhauer, Schüler v. J. Hops

Reblin Joh., 1552-1609
Begründer der Villinger Glocken-
gießerkunst

Krippenfiguren

Krippenfiguren, figürliche Arbeiten im Museum

Votivbild, gest. v. d. Stadt Villg., in der Wallfahrtskirche zu Triberg,
Deckenmedaillons in der Ruhe-Christi-Kapelle, Rottweil;
Porträt Karl VI. für die Villinger Herrenstube
Zwei gute Stadtansichten von Villingen, 1692

Arbeiten im Münster, in der Benediktinerkirche (Gregorius-Benediktus-
altar, heute in Dürrheim), Turmentwurf der Benediktinerkirche,
Chorgestühle im Münster,
weitere Arbeiten in Zwiefalten, Ottobeuren, Donaueschingen, Ried-
böhringen, Waldkirch, Obermarchtal, Käppelisberg b. Herbertshofen
Porträts, Landschaften, Kirchenmalereien

Marienaltar aus d. Dominikanerinnenkloster Villg. in der Kirche
Weilersbach (jetzt entfernt).

Arbeiten i. d. Benediktinerkirche, u. a. Kanzel; Hochaltarfiguren in der
Bickenkapelle (1945 zerstört)

Statue des hl. Antonius Eremita (Museum);

Grabstein der Elisabeth Knoll (Museum); Kruzifixe

Grabmal des Komturs Wolfgang von Maßmünster (Museum);

Kachelöfen (Viktoria- und Albert-Museum London und Karlsruhe);
zahlreiche Kacheln und Bruchstücke aus seinem Hause in der Hafnergasse
(Museum);

Wappen von Maximilian II., Wappen der Freiherren von Zimmern
(Museum); nach neuesten Feststellungen Kachelöfen in der Waldburg
bei Ravensburg, in Wien, Nördlingen, Würzburg, Hechingen
(s. Fuchs, Kurze Kunstgeschichte Villingens)

Narroschemen (Holzmasken)

Schwerpunkt seiner bildh. Arbeit war die Porträtplastik; Kriegerdenk-
mäler in Villingen, Mönchweiler, Löffingen, Peterzell;
Porträts in Ölkreide; Villinger Holzmasken (Murbili, Surhebel)
Monstranzen, Meßgeräte, Leuchter; zwei Leuchter im Museum

Ölberg bei den Franziskanern; Kruzifixe (Museum)

Werkstatt 1580 gegründet

1602 Guß einer Glocke, die von Experten zu den schönsten Glocken in
Europa gezählt wird; Mitarbeiter an dieser Glocke war der Villinger
Bildhauer Hans Amann. Die Glocke wurde 1907 umgegossen und dadurch
vernichtet.

Säger Albert, 1866-1924
Maler

Säger Barnabas
Maler

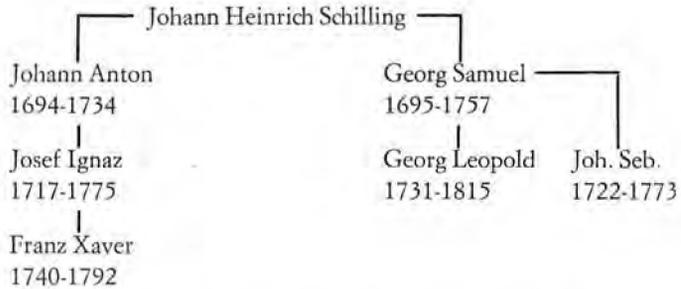
Schertle Valentin, 1809-1885
Zeichner, Lithograph

Schilling Johann Heinrich,
* um d. Mitte des 17. Jh.
Maler

Stammvater der Malersippe Schilling
(aus dem Kefer'schen Nachlaß
zusammengestellt):

historische Gemälde aus Villingens Vergangenheit;
Landschaften in Öl, Zeichnungen (Museum)
1846 Aquarell (Turm der Johanniterkirche; Museum)

zahlreiche Porträts der Teilnehmer an der Frankfurter National-
versammlung 1848/49



Schilling Joh. Anton, 1694-1734

Schilling Jos. Ignatz, 1717-1775

weitere Arbeiten von Jos. Ignatz

Schilling (s. Fuchs, Kurze Kunst-
geschichte von Villingen, in:

Villingen — aus der Geschichte der
Stadt, 1971, Neckar-Verlag Villingen)

Schilling Georg Samuel, 1695-1757

Belagerungsbilder aus dem 30jähr. Krieg; Tallard'sche Belagerung;

Altarbild der Gutleuthauskapelle (1945 zerstört);

Ausmalung des Franziskaner Langschiffes;

Arbeiten in der Benediktinerkirche

Beilharting (Klosterkirche), München (Theatinerkirche, St. Michael,
Hl. Geist); Dillingen (Jesuitenkolleg), Berg an Laun (St. Michael)

zwei Hochaltarblätter im Franziskanerkloster (mit Sohn Joh. Seb.);

Altarblatt Unbefleckte Empfängnis Mariä, Benediktinerkirche;

Altarblätter zu Benediktus- und Gregoriusaltar (jetzt in Dürnheim);

Altarblatt Krönung Mariä (Münster)

Arbeiten in der Benediktinerkirche; Landschaftsbilder, Bilder mit
Themen aus dem Alltagsleben, Heiligenbildchen; Ölbilder Frau mit
Pelzkappe und Abt Hieronymus Schuh (Museum)

Ausmalung der Franziskanerkirche in Luzern, Altarbild für die dortige
Kapelle; Fresken in der Kirche zu Breitnau; Stationenbilder in der
Kirche St. Ursula, Villingen

Schilling Georg Leopold, 1731-1815

Schupp Johann, 1631-1713

Bildhauer, Ilgenwirt (frühere Lilie)

war vorwiegend als Kopist tätig; er war der letzte der Malersippe.

beteiligt an der Herstellung des Chorgestühls der Johanniter;

Nebenaltäre der Bickenkapelle zusammen mit Schreiner Glücker (1671)
(1945 zerstört);

Arbeiten am Hochaltar im Heilig-Kreuz-Münster in Rottweil;

Nepomukstatue (heute beim Sägewerk Beha)

Schupp J. Anton, 1664-1729

Bildhauer (Sohn von Johann Sch.)

Erster Hochaltar in der Benediktinerkirche (mit Sohn Ignatz);

Kreuzigungsgruppe (Loretokapelle); Apostelfiguren im Münster;

Statue des hl. Johannes Baptista, einer klagenden Maria, eine hl. Agathe
(oder Agnes) alle im Museum; Immaculata, Brunnen in Tiengen;

Bedeutende Schnitzarbeiten im Kloster Rheinau (Schweiz)

Schupp Ignatius, † 1748
 Bildhauer, Sohn von Jos. Anton Sch.
Singer Fidel, geb. 1813
Stern Joh. Michael, 18. Jh.
 Schlosser
Stetter Karl, 17. Jh.

Ummenhofer Xaver (um 1774)
Ummenhofer Dominikus, 1805-1876
 Hafner, Uhrmacher, Sohn von Xaver,
 gen. »Guller«
Ummenhofer Michael, Lilienwirt
 Sohn von Xaver U.
Ummenhofer Fridolin, 1831-1856
 Maler, Sohn von Dominikus U.
Ummenhofer J. N., 1808-1883
 Maler
Ummenhofer Josef
Unger Albrecht, 16./17. Jh.
 Goldschmied
Walser Joseph, 1792-1845
 Hafner

siehe oben; erste Kanzel in der Benediktinerkirche; Figuren des Ölbergs
 im Münster; Wappentafel in der Ratslaube des alten Rathauses
 Krippenfiguren
 Chorgitter im Münster (mit Kaspar Speth), stand bis 1829
 Ratslaube im alten Rathaus ausgemalt (1621); Fresken in der
 Wallfahrtskirche Todtmoos
 Krippenfiguren
 in Ton gebrannte Flachreliefs;
 Krippenfiguren (Gullerfiguren);
 Tonfiguren in St. Peter (Friedhof)
 Krippenfiguren
 Ölbild, Verkauf des Joseph nach Ägypten
 Porträts, Stadtansichten, Genre, u. a. das bekannte Bild Obere Straße
 Relief Der Zitherspieler (Museum)
 Bürgermeisterkette von 1600
 Tonfiguren (Museum)

Eine Reihe Künstler, die uns nur urkundlich bekannt sind (aus dem 15. und 16. Jh.) sind aufgezählt in: Fuchs, Kurze Kunstgeschichte Villingens, 1971, Neckar-Verlag, Villingen.

Dieses Verzeichnis soll einen Einblick gewähren in das Kunstschaffen, wie es sich in der Stadt Villingen im 16. — 19. Jh. entwickelte und getragen war von Künstlern, die um diese Zeit in der Stadt lebten oder geboren wurden. Die Reihe schließt ab mit dem jüngsten von ihnen, mit Paul Hirt, geb. 1898. Eine Wertung ist mit der Aufnahme in das Verzeichnis nicht verbunden. Die Namenliste hat lediglich den Charakter eines Überblicks im Zusammenhang mit der Stadtgeschichte. Bei der Nennung der Werke war Vollständigkeit nicht beabsichtigt.

Madonna, Barocke Holzplastik in der Benediktinerkirche, Vorraum rechts.



Alemannische Mundart

Job. Peter Hebel (1760-1826)

Der allezeit vergnügte Tabakraucher

Im Frühling

's Bäumlü blüeiht und 's Brännli springt.
Potz tausig los, wie 's Vögeli singt!
Me het si Freud und frohe Mueth,
und 's Pfißli, nei, wie schmeckt's so guet!

Im Sommer

Vollü Aehri, wo me goht,
Bäum voll Äpfel, wo me stoh!t!
Und es isch e Hitz und Glueth.
Eineweg schmeckt 's Pfißli guet.

Im Herbst

Chönnt denn d'Welt no besser si?
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi
stärkt de Herbscht mit lustig Blueth,
und mi Pfißli schmeckt so guet.

Im Winter

Winterszit, schöni Zit!
Schnee uf alle Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Justement schmeckt 's Pfißli guet.

August Ganther (1862-1932)

E Pfißlikus

Im Husgang stoh e Kūweli
Voll mit Johannistrüwili.

's verfresse Fritzli danzt drum rum:
»Gell, Mueder, i bikumm?»

»Jetz,« rüeft z'letscht d'Mueder, »han i 's dick!
Gang, nimm e Hampf'l, Galgestrick!«
»Gi du m'r«, sait d'r klei Trabant,
»du hesch e größ'ri Hand.«

Hermann Burte (1879-1960)

Gefehltes Wort

E Kandidat chunnt an der Wahl
Uf Haltige, in Hirzesaal.

D' Frau Wirti frogt, im schönste G'staat:
Was nemme der Herr Langgrichtsrat? —

Er b'sinnt si lang, was will er ächt?
Me sicht, es isch em gängellächt.

E Portion Tee! — Des Wort isch g'fehlt!
Sie hänner ämmel nümme g'wählt.

Jä, hätt er gsait: E Schoppe Wy!
Se wurd er wieder worde sy.

Form der Welt

D'Welt isch en Aai,
D'Sunne der Dotter.

Verschlach's nit, mai:
D'Mueter wort der!

Richard Gäng (1899)

Im Herbstlaub

Wa ruschet s Laub um mini Schueh?
Im Tod isch Rueh;
mir hän is d Luft und d Sunne gno;
jetz sin mr alli fridli do.

Wa ruschet s Laub um mini Schueh?
Wer sterbe mue,
de luegt uf üs. So Lich bi Lich
sin mir inander alli glich.

Wa ruschet s Laub um mini Schueh?
Lauf numme zue,
es chunnt de Tag, wo au so bisch
und welch am füechte Bode lisch!

Wa ruschet s Laub um mini Schueh?
Häsch di vertue,
so sorg, und s sei din ganze Wuntsch,
daß goldig bisch, wenn z sterbe chunntsch.

Hermann Burte (1879-1960)

Frühlingswille

Waiht e Luft im Öschedolder,
Schlacht e Amsle dief im Holder,
Schießt e Bach durs aiche Densch:
Frühlig isch im Ländli, Frühlig,
Wuslig, wüchsig, wiif und wüehlig:
Nimm es Byspiel, liebe Mensch!

Gottfried Schafbuch (1898)

Mini Gedechtli

Wa ech euch bring, ischt Burebrot,
weng herb, doch gsund im Mage;
Subaunemeahl isch koas do drin,
s ka neamerd sech beklage.
Ech ha paar Sprädli Salz dri tau,
au Kimmig tuescht drin finde,
und s Bleaßholz ha ech gsparet nit,
sell merkscht scho a de Rinde.
E Knisli hanget allbot dra,
s ischt krosopilig, s tuet krache.
Wer mont, es sei im Fall weng bert,
ka Tinkli jo drus mache.
Fer d Kinder, wo erst zahnet hond,
git s Ankebutter-Dinne;
woascht, seller Gu blibt ewig om,
s ischt Hoamweh schier dri inne.
E Schearelaibli ischt debei,
ech gib s de alte Lutli;
bedächtig kiflet di do dra.
Gseng s Gott; und esset s zitli.
So isch mi Brot, wo ech vertoal;
ech ka s nit selbert bhalte;
ech will noh heble reacht vil Johr
und d Mulde suber halte.

Hans Hauser (1907)

Frühling

Jetzt quillt us elle Kiime
de Frühling uf de Boor
und triibt. Au mich helts nimme,
jetz, Maidli, bind di Hoor,
en Luft weiht über d'Felder,
iiskalt und nimmt om fast,
doh i de stille Wälder
blüeht rot de Seidelbast.

Nebenand

Ebbe het sich de erst vürwitzig Sunnestrahl
dur mi Lädemli zwängt. Halbe im Schloof noh kunnt
mer en Iifall und nimmt mi
gfange, musget sich zum Gedicht.
Scho füegt Woert sich a Woert, Ziile a Ziilete,
bis en grusige Luut ruh i mi Troome felt
und de Zauber verschüicht: Ell
Morge säget min Nochber Holz.

Spruch

Jedes Ding
het si Gwicht.
Jeder Mensch
het sie Gschicht.
Und wie liicht
isch mer gricht!

Leseprobe aus:

Abt Gaissers Tagebücher 1621–1655

S. 496, 8. September 1633

Die Übersetzung stammt von Otto Stemmler. Der Initiative von Herrn Landrat Trippel, Bühl, ist es zu verdanken, daß die umfangreiche Arbeit zur Vervielfältigung auf Wachsmatrizen geschrieben wurde. Das Stadtarchiv hat es dann schließlich unternommen, die jetzige Ausgabe geheftet und gebunden herstellen zu lassen. Über Otto Stemmler wäre noch zu vermerken, daß er 1907-1914 Professor am Gymnasium zu Villingen war. Aus dieser Zeit stammt auch eine andere Arbeit von ihm, die sich mit Villingen befaßt: »Ein Ruhmestag aus Altvillingens Heldenzeit«, dargestellt in vier dramatischen Bildern. Druck und Verlag C. Görlacher, 1906, Villingen. Leider kamen die wirkungsvollen Szenenfolgen nie zur Ausführung.

Seit 1627 war Georg Gaisser Abt des Benediktinerklosters in Villingen. Er hat die schwere Belagerung im Jahre 1633 (30. 6. - 5. 10.) teilweise als Augenzeuge des Verzweigungskampfes der Villingen Bevölkerung miterlebt. Die nüchterne Berichterstattung seiner Tagebuchnotizen kann nicht über die Schwere der Belagerung und der psychischen wie körperlichen Belastung der Verteidiger hinwegtäuschen.

8. Dieser Tag war, wenn irgend einer, für die Stadt Villingen denkwürdig, dem die höchste Treue der Bürger gegen Gott, die Vaterstadt und das Haus Österreich die Entscheidung über alle ihre Güter anheimgestellt hatte. Die Württemberger, die das Äußerste daransetzen wollten, hatten alle Maschinen zur Eroberung der Stadt herangeführt; sie versuchten, mit größeren Geschützen den obengenannten Mauerteil aufs Korn zu nehmen und beschossen zwar unschwer die Zinnen, den Wall aber, den die Unsern vorsichtshalber schon vorher hinter der Mauer aufgeworfen hatten, rückten sie mit fast wirkungslosen Schüssen zu Leibe; aber da die Höhe dieser Mauer nicht für so bedeutend gehalten wurde, daß sie nicht durch über den Graben gelegte Stege und herbeigeschaffte Leitern überstiegen werden könnte, zertrümmerten sie, damit nicht ihnen von der unteren und inneren Mauer beim Eindringen ein größeres Hindernis in den Weg trete, diese, soweit sie die äußere überragte, mit leichter Mühe, so dicht nämlich und gleichzeitig so kräftig schlugen die Kugeln ein, daß sie nach Durchbohrung

der Mauer auch die weiter entlegenen Häuser und Dächer durchschlugen, so daß in den oberen Stockwerken niemand sicher standfassen konnte. Aber auch Kugeln, die Feuer mit Eisensplintern spien und streuten, bedrohten in viel größerer Zahl und in größerem Gewicht aus der Luft alle Stadtbezirke mit Verderben, da sie nicht nur unter Vernichtung von Menschen, sondern auch von Gebäuden überall sich austobten. So groß war der feindlichen Geschütze Krachen, so stark der Kugeln Gewalt und die Blitze der von oben und unten und aus jeder Richtung ständig niederfallenden Flammen, daß sozusagen ein Bild des Untergangs der Stadt Troja (wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf) sich den Augen darbot. Aber die Besatzungsmannschaft und die gesamte Stadtbevölkerung, ja auch die Frauen und Kinder, die kriegsungewohnte Menschengattung, bekundeten eine solche seelische Standhaftigkeit und Tapferkeit, daß man glauben konnte, es sei mit der Größe der Gefahren auch der Mut gestiegen. Nirgends wurde Geheul, nirgends Schluchzen auch inmitten der Verwundungen und Todesfälle selbst der liebsten Angehörigen laut, alle waren entschlossen, in einem gegen alle Fährlichkeit verhärteten Geiste und auch in einem von Vertrauen auf Gott und heißer Liebe auf die Gottesmutter erfüllten Sinne lieber zu sterben als sich dem Feinde zu übergeben. Bestärkt hatte die Einwohner nicht wenig der Festtag — es war gerade der der unbefleckt geborenen Gottesgebärerin geweihte Tag — deren Schutze sie auch von vornherein sich und alle ihre Habe angelegentlich anvertraut und deren offenkundige Hilfe sie in der schlimmsten Lage erfahren hatten. Auch das unzweifelhafte Zeichen von der großen stadtschützenden Mutter, die Hilfe bringen wird und (schon) bringt, wurde von glaubenswürdigen Zeugen (Gewährsleuten) in der Bevölkerung besprochen: daß sie (nämlich) einer Jungfrau von bekannter Heiligmäßigkeit persönlich erschienen sei und, wie es hieß, derselben, die ihr die Lage der bedrängten Stadt besonders angelegentlich empfohlen habe, gesagt habe, sie werde unter dem Mantel ihres Schutzes vor der Wut noch so schwer andringender Feinde sicher sein.

Die Feinde, die nach der Zertrümmerung eines so großen Mauerteils, die zum Eindringen genügen sollte, nun endlich die letzte Hand an die Bestürmung legen wollten, hielten Reisigbündel, zum Ausfüllen der Gräben, auch herbeigezogene, lange und dicke Stangen, die sie auf Rollen über die nahen Gräben decken wollten, und Leitern, zum Übersteigen der Mauer bereit, und schon waren ziemlich starke Reiterabteilungen unter ihren Fahnen angetreten, als ein Trompeter aus dem Lager nahe an das Franziskanertor heranreitet und im Namen

des Gustav Adolf Horn und des Fürsten Eberhard von Württemberg fordert, die Städter sollten es vorziehen, lieber die Stadt zu übergeben als ihre äußerste Vernichtung durch vergeblichen Widerstand herbeizubeschwören. Während dieser sich der Aufträge entledigte, bedrohten die Schweden die Stadt mit ihren Geschützen aufs heftigste, was vielen empörend dünkte, da der Feind in ein und demselben Augenblicke augenscheinlich sowohl Frieden anbieten als die Stadt verderben wollte. Deswegen meinten einige, man solle den Trompeter nicht nur verjagen, sondern auch mit Schüssen aufs Korn nehmen. Aber es drang die Meinung der andern durch, die erklärten, einem Herold, sei er wer er wolle, dürfe kein Leid geschehen. Diese also antworteten fortwährend von den Mauern, er solle abtreten und den Seinen berichten, Villingen sei ihnen nichts schuldig, wenn sie aber etwas wollten, so sollten sie ungesäumt kommen, es sei nämlich alles, was zu ihrem Empfange nötig sei, bereit. Nach der Rückkehr des Abgesandten zu den Seinen begannen die Reihen der Fußsoldaten unter ihren Führern von der Haubenlochhöhe gegen die Gräben und die Befestigungen von denen die Geschütze abgefeuert werden, herabzusteigen, von 2 Prädikanten, die sie bis zur Stadtsehweite geleiteten, anscheinend zu Kämpfen angefeuert. Etwa um 4 Uhr rückten die Schützen gegen die Mauern ins offene Gelände vor und versuchten die Mauer von den Verteidigern zu entblößen, indem sie einen Eisenhagel auf jede Stelle, von wo den Unsern Ausblick möglich war, abfeuerten; aber so groß war die Tapferkeit der letzteren, daß sie sich auf keine Weise von der Stelle rücken ließen und mit demselben oder mit noch größerem Eifer ihre Kugeln gegen die Gegner zurückschossen, durch die 2 oder mehr höhere Führer der feindlichen Reihen niedergestreckt und getötet wurden, denen mehrere vom gemeinen Haufen in dasselbe Todeschicksal nachfolgten. Andere verließen, sobald sie sich verwundet fühlten, den Kampfplatz und flohen zurück, andere wieder, die noch auf der Flucht zusammenbrachen oder bei schwindendem Bewußtsein niedersanken, wurden von den Ihrigen in die Verschanzung hineingeschleppt, andere endlich, die am Siege verzweifelnd oder vor Angst halbtot zu fliehen versuchten, wurden mit Gewalt zum Angriffe auf die Mauer zurückgetrieben.

Während so beim Franziskanertor beiderseits mit großer Heftigkeit gekämpft wird, greifen die Feinde, die sich von allen Seiten sammeln, auch die drei andern Tore zu ein und demselben Augenblicke an, zweifellos in der Absicht, diese entweder nach Entblößung von der Verteidigung unversehens zu besetzen oder nach Wegziehung der Verteidiger zu deren Schutze anderswohin die Eroberung des Franziskanertores zu erleichtern. Aber

keines von diesen beiden trat ein, und vortrefflich ist diesem Mißstand durch unsere Offiziere schon zum Voraus begegnet und jeder Platz genügend vorgesichert worden, so daß der Plan des Feindes fehlschlug. Denn beim Johann Baptistort hatten sie nach dem zweiten Angriffe, der der heftigste war, einen hohen Verlust an Soldaten und auch an herbeigebrachten Leitern zu verzeichnen. Dort erstrahlte auch die Tapferkeit der Frauen im schönsten Lichte, die jede Art von Geschossen, besonders aber eine große Menge kochenden Wassers, den Männern zur Vertreibung des gemeinsamen Feindes beitrugen. Beim St. Georgstort kämpften sie mit demselben Verluste an Leuten, zu dem noch der des Calwer (Oberst-?) Leutnants (legati), Martin Fickh, der unter den ersten fiel, hinzukam. Deswegen weigerten sich diejenigen, denen die Aufgabe, das St. Wendelinstort zu erstürmen zugefallen war, auf die Kunde vom Schicksal der Kameraden, näher heranzurücken und feuerten nur die Gewehre ab.

Während so die Feinde fast an jeder Stelle bald dies bald jenes versuchen und die Unsern mit gleichem Glücke und Tapferkeit sich schlagen, entbrennt der Kampf am hitzigsten beim St. Franziskanertort, wo nach langem Versuche einige der Gegner auf die Zinnen des Zwingertores hinaufgeklettert waren. Aber diese mußten zu ihrem Leidwesen erfahren, daß die Götter zwar leicht geneigt sind, das Höchste zu verleihen, aber nur schwer bereit, dasselbe zu schützen, denn durch das Dazwischentreten des Schweizers »Langer Konrad« wurden sie unverzüglich hinuntergejagt und verloren mit dem Standplatz auch das Leben. Hier war eine große Menge Frauen zusammengeströmt, die Steine beitrugen und auf die Köpfe der Feinde warfen, wodurch diese sehr viele Verletzungen erlitten. Denn sobald Butschli und die übrigen Offiziere merkten, daß die Schützen ohne sichere Lebensgefahr den Gegnern nicht auf der Mauer entgegengeworfen werden könnten, ließen sie die Steine, mit denen die städtischen Straßen gepflastert sind (Pflastersteine) herausreißen und auf der Mauer zusammentragen, von wo sie in Sicherheit gegen die anrückenden Gegner hinabgeschleudert werden konnten.

Glänzend war die Tapferkeit der Verteidiger, denen die Schweden, als sie überall die Leichen der Ihren niedergestreckt daliegen sahen, den Sieg endlich überließen und die Soldaten in die Gräben und Belagerungswerke zurückführten. Die Zahl der Gefallenen wurde von uns zu klein geschätzt, wurde aber von einem Gefangenen, der in der andern Nacht aus der feindlichen Gefangenschaft entwich, größer angegeben und belief sich an die 500. Denn dieser versicherte, daß von den 600 Schotten 170 vermißt seien, daß ein anderes Regiment 200 und Oberst

Rau über 150 verloren habe. Außerdem habe es an Verwundeten eine gewaltige Anzahl gegeben. Vom Volksaufgebot aber seien fast alle, die noch bei guten Kräften gewesen seien, in der nächtlichen Dunkelheit ausgerissen. Von den Städtern kamen sieben im Kampfe um, von denen einer der Sohn des Ratsherrn Jak. Kraus, die andern aus den Reihen der Bauern und Soldaten waren. Während dieses ganzen Tages aber wurden über 500 Eisenkugeln aus den größeren Geschützen in die Stadt geschleudert, auch 125 und mehr Granaten (*pilae igneae*) in die Mauern hineingeschossen, von denen jede zur Vernichtung ganzer Familien genügt hätte, wenn Gott uns nicht wunderbar behütet hätte. Denn von welcher Kraft jene Kugeln waren, ist schon durch eine Tatsache mehr als genug dargetan, daß eine, die in das Haus des sog. wilden Mann (*a viro sylvestri*) fuhr, die Frau ins Schienbein traf und zu Boden warf, einen auf das Geschrei herbeieilenden Bauern augenblicklich tötete, ein Kind aber von . . . Jahren in Stücke zerriß, die sorgfältig zusammengelesen und gesammelt in ein Grab, so gut es ging, gelegt werden mußten; als größtes unter allen Theilen wurde ein Wadenbein festgestellt, das vom Knöchel an bis zum Knie unversehrt blieb. In derselben Weise hätten zweifellos auch die andern gewüthet, wenn nicht durch die besondere Gnade Gottes das Feuer seine Kraft «vergessen» hätte, damit seine Diener unverletzt blieben. Denn als ein Wunder pries man es überall, daß heute wie sonst derartige Kugeln in der Stadt »mehr zu scherzen als zu schmerzen« schienen; denn als einmal eine einer Frau vor die Füße fiel, richtete sie keinerlei Verletzung an; eine andere riß beim Platzen ein großer Teil des Hauses in Stücke und vernichtete eine Bettstatt vollständig, wobei der darin liegende Knabe unverletzt blieb; aber auch eine andere, die in ein Haus fiel, dort alle Stockwerke durch ihr Gewicht zum Einsturz brachte, dann bis zum Keller drang, wo ein in einem früheren Kampfe verletzter Sohn des Hauses an den Fenstern saß, und hier plötzlich platzte, zerbrach durch die Gewalt des Luftdrucks (*spiritus erumpentis*) nicht nur alle Fenster, sondern schleuderte auch den dort Sitzenden hinaus und setzte ihn ohne irgendwelche Schädigung fast sanft auf den Boden. Auch zu der Zeit, wo die Mauern mit allen Kräften angegriffen wurden, bemühten sich die Feinde, eine feuerspeiende Kugel von gewaltigem Umfang in die Stadt hineinzuschleudern, die noch bei dem Angriffsversuche selbst sich rückwärts richtete und in einen Graben nahe beim Lager fiel, wo sie dann mit solcher Beharrlichkeit brannte, daß sie nicht einmal nach voller Stunde, als die Gegner von der Mauer vertrieben waren verlöschte. Diese hätte wahrhaftig schon allein genügen können, um fast die gesamte Stadt in Brand zu setzen.

Auch erzählte der durchaus zuverlässige (*integerrimus*) Schultheiß Thomas Schuoch, eine derartige mit Wurf-*feuer* (*missili igni*) vollgeladene Kugel sei mit solcher Gewalt aus der Luft in ein Haus gefallen, daß die durch ihr Gewicht eingedrückten Böden sich in den untersten Keller hinuntergesenkt hätten, wo gerade ein kleines Kind in der Wiege lag, das, während es außer aller Zweifel für erschlagen gehalten wurde, nach Wegräumung des Balkenwerkes zum größten Erstaunen lebend und unversehrt aufgefunden wurde.

9. Die Städter besehen sich nach schlaflos unter den Waffen verbrachter Nacht die allenthalben bei den Mauern und den Toren hingestreckten Leichen der gefallenen Feinde, zu deren Bestattung augenscheinlich niemand sich einstellte. Da man dies der seelischen Erschütterung zuschrieb, schickte man einige Wagemutigere zum St. Wendelins- und zum St. Georgstor, die mehrere Leitern und anderes, was von den Feinden auf der Flucht weggeworfen worden war, in die Stadt zurückbrachten. Beim St. Franziskanertor aber, wo die größte Zahl der Gefallenen lag, ein Teil auch jetzt noch atmete, war dies wegen der Nähe der Gräben und der Befestigungswerke unmöglich, weshalb einige von den Belagerten, die ein heftiges Verlangen beseelte, sich einiger derartiger Beutestücke zu bemächtigen, mittels hinabgelassenen Seilen Waffen, Lanzen und Gewehre an sich zu reißen versuchten, und (tatsächlich) glückte einigen der Fischzug; aber als einer von der Familie Stör allzu unvorsichtig vorging, wurde er durch einen feindlichen Gewehrschuß verletzt und hinterließ den andern das abschreckende Beispiel zur Unterlassung der Unternehmung.

10. Aus dem feindlichen Lager werden mehrere Verwundete (in Senften) anderswohin übergeführt, auch nicht wenige Wagen mit Gepäck und Geschütze. Aber auch Herzog Eberhard selbst mit nicht zu verachtender Bedeckung zogen ab, so daß wir nicht geringe Hoffnung auf Befreiung von der Belagerung schöpften, die aber herabgestimmt wurde durch die Arbeit, die wir den Feinden auf die Aufstellung neuer Körbe beim Ziegelofen und die Füllung derselben mit Erde verwenden sahen.

Unter den Gefallenen beim St. Georgstor war einer noch am Leben, der nur noch schwach atmete mit so entkräftetem Körper, daß er dessen oberen Teil kaum ein wenig heben konnte. Diesen, der Bretten als seine Heimat angab, erledigte ein Stellmacher aus derselben Gegend, ein gewisser Adam, früher Calvinianer, indem er ihm einigemal einen mächtigen Stock auf den Kopf schlug und ihm zuletzt die Kehle durchschnitt. Das Gerücht hatte dann — und dies mag auch hier vermerkt sein — verbreitet, dieser habe, als er zum Angriff auf die Mauer

mit den andern heraneilte mit dem Schwerte ein in der Nähe stehendes Kreuz, nachdem er es freventlich ins Wanken gebracht hatte, angegriffen und sei deswegen so bestraft worden.

Von den gefangenen Feinden (die die Unsern zur Ausbesserung der Mauern herbeigeführt hatten) wurde einer, von Nation Franzose, durch einen Gewehrschuß getötet.

Die Feinde ersuchen durch einen Trompeter die Unserr um die Erlaubnis, die Leichen der Ihrigen von der Mauern zur Bestattung wegzubringen, die die Unserr verweigern, weil auch sie uns nicht die Bestattung der Unsrigen erlaubt haben, die am 1. Julisonntag außerhalb der Stadt gefallen waren.

Personenforschung

Für die Personenforschung stehen dem Interessenten seit geraumer Zeit wertvolle Hilfsmittel zur Verfügung:

a) Aus dem Nachlaß des verstorbenen Oberstudienrates Gustav Walzer, Neustadt, der seine Lebensarbeit darin gesehen hat, aus den Bürgerbüchern der Stadt Villingen (14.-18. Jh.) und anderen, sonst schwer zugänglichen Verzeichnissen Personennamen zu verzetteln und zu katalogisieren, hat das Stadtarchiv die wichtigsten Arbeiten erworben, so daß sie nun öffentlich zugänglich sind.

b) Personennamen aus jüngerer Zeit, im Bereich der Stadt Villingen, hat Landrat Erwin Trippel, Bühl, in jahrelanger und mühseliger Arbeit zugänglich gemacht.

In einer Zuschrift an den Verein hat er auf seine letzten Arbeiten hingewiesen. Abschriften hiervon befinden sich teils bei der Münsterpfarrei, teils beim Stadtarchiv und können dort eingesehen werden.

Es handelt sich bei den zuletzt fertiggestellten Arbeiten um folgende Bücher:

1. Ehebuch II 1773-1802
2. Ehebuch III 1802-1825
3. Totenbuch I 1700-1752
4. Totenbuch II 1753-1788

Die Taufbücher VI und VII sind ebenfalls abgeschrieben und werden der Stadtverwaltung übergeben werden.



Foto: Blick vom Marktplatz in die Niedere Straße um 1880.



Foto: Obere Straße 1886.

